

POSITIONEN

Wilhelm Schwendemann

Sport und Soziale Arbeit als Gabe und Aufgabe des Menschen? Theologische und anthropologische Gedanken

Einleitende Bemerkungen und Aufriß des Problemfeldes

Sport – Soziale Arbeit – Anthropologie – Religion sind die großen Stichworte des Themas Sport und Soziale Arbeit – ein Kooperationsfeld des organisierten Sports der Hochschulen für Sozialwesen und der Sportinstitute. Es wird auf dem Hintergrund der evangelischen Theologie eine christlich – theologische Stellungnahme und Sichtweise beschrieben und keine allgemein philosophische und eventuell unverbindliche und freischwebende.

Wenn man versucht, die vier eben genannten großen Begriffe *Sport – Soziale Arbeit – Anthropologie – Religion* zu definieren, machen sich Verschwommenheit und merkwürdige Blässe breit, womöglich lassen sich diese Begriffe gar nicht genau definieren und womöglich hat diese Nicht – Definierbarkeit etwas mit den Inhalten selbst, das heißt der Natur der Dinge zu tun. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, sich nicht mit Definitionen, die auch etwas Totes an sich haben, aufzuhalten, sondern sich den angesprochenen Feldern begrifflich zu nähern. In der öffentlichen Diskussion – manchmal könnte man auch den öffentlichen Mangel meinen – spielen Fragen der Ethik und der Moral eine große

Rolle; dies trifft nicht nur für den Sport¹, sondern auch gerade für den Bereich der Sozialen Arbeit und der allgemeinen Anthropologie zu. Kernproblem dieser aktuellen Bemühungen ist immer wieder die Frage nach dem, was Menschenwürde und was gerechte Praxis bzw. Gerechtigkeit ausmachen. Der noch in den 70er Jahren gängige Leitbegriff Mündigkeit/Emanzipation (vgl. Koring, 1990) hat ausgespielt, weil gesellschaftliche Prozesse zu komplex geworden sind und Individualisierung mit dem Verlust traditioneller Bindungen und der Pluralisierung der Lebensstile vor sich geht (vgl. Beck, 1986). Diese ambivalenten Tendenzen bekommen nicht zuletzt Sportvereine zu spüren, die ihr Angebot um sogenannte Trendsportarten erweitern mußten, um überhaupt in bestimmten gesellschaftlichen Bereich wie z. B. der Altersgruppe der 25–40jährigen noch mithalten zu können. Anything goes, so hat der berühmt-berüchtigte Paul Feyerabend diese Entwicklung charakterisiert; einher geht diese mit einer immer stärkeren Ver-

¹ Beispiele aus jüngster Zeit sind etliche Dopingskandale oder die Verwobenheit der Medienkonzerne mit dem Sport bezüglich der Übertragungsrechte von Sportveranstaltungen. Das erste Beispiel betrifft die Medizinethik, das zweite die Medienethik. Vgl. Blech, 1997, S. 51; Freese, 1997, S. 33; Fischermann & Schumacher, 1997, S. 15.

marktung.² Konstatieren läßt sich in weiten Bereichen unserer Gesellschaft, den Sport eingeschlossen, ein zunehmender Bedeutungsverlust religiös-ethischer Maßstäbe für kollektives und auch individuelles Verhalten. Anstelle traditioneller Normen treten entweder beliebig viele oder gar keine mehr. Immer mehr Lebensbereiche werden ökonomisiert und auch säkularisiert. Anstelle der Orientierung an Humanität, Gerechtigkeit oder Fairness treten Waren- und Tauschwertorientierung.³ Kann es in dieser Situation noch so etwas wie ein verbindendes Wertewissen und eine gemeinsame ethische Grundlage geben?⁴ Haben Sport, soziales Engage-

ment und Religion als gesellschaftliche Institutionen überhaupt noch die Möglichkeit, den Menschen Angebote zur Identitätsfindung und Stabilisierung von Identität zu machen (vgl. Josuttis, 1978a, S. 144 ff., S. 598 ff.)? Die grundsätzliche Frage, die sich hier aufdrängt und die Soziale Arbeit, die Sport und christliche Anthropologie verbindet, ist die nach der Menschenwürde und gerechter Praxis: Die gerechte Praxis angesichts des zunehmenden Pluralismus letzter Wertorientierungen (vgl. Habermas, 1983, S. 83 ff.), auch wenn unterschiedliche Gerechtigkeitsvorstellungen zugegen sind, macht den Sinn sozialer Arbeit und die Durchführung organisierten Sports aus. Der Grundsatz der Menschenwürde liegt der gesamten sozialen Arbeit als Leit- und Zielvorstellung zugrunde und dürfte auch dem Sport nicht unangemessen sein (vgl. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge, 1993, S. 576; Herms, 1990, S. 52 ff.; Maier, 1985, S. 44 ff.; Gruppe, 1980, S. 216 ff.). Eine Formulierung des Sozialgesetzbuches heißt: „Das Recht des Sozialgesetzbuches soll zur Verwirklichung sozialer Gerechtigkeit und sozialer Sicherheit Sozialleistungen einschließlich sozialer und erzieherischer Hilfen gestalten. Es soll dazu beitragen, ein menschenwürdiges Dasein zu sichern, gleiche Voraussetzungen für die freie Entfaltung der Persönlichkeit, insbesondere auch für junge Menschen, zu schaffen (...).“⁵ Soziale Arbeit als gerechte Praxis ist also ohne den

² „Über die Arbeitswelt und Güterversorgung hinaus sind längst auch Bereiche wie Freizeit, Bildung, Kultur und eben auch soziale Dienste wie Pflege und Betreuung immer mehr zu ‘Märkten’ geworden, auf denen Angebot und Nachfrage über Preise geregelt werden. Diese Entwicklung führt dazu, daß soziale Aktivitäten und Leistungen immer weniger durch Überzeugung, Motivation, Neigung oder Interesse bestimmt und immer stärker an Kriterien der Effizienz und Marktfähigkeit gemessen werden“ (Prognos AG, 1991, S. 16).

³ Für den Bereich des Sports stellen sich dann ethische Probleme wie: Manipulierbarkeit der sportlichen Leistung, übersteigertes Training von Kindern, die Rolle von Trainern, Sport als Wirtschaftsunternehmen. (Vgl. Sternberg, 1993, S. 270 ff.).

⁴ Vgl. Staub-Bernasconi, 1983, S. 277 ff.

Die gemeinsame Erklärung der beiden Großkirchen zum Sport vom April 1990 formuliert dieses Problem so: „Die Einflußnahme der Wirtschaft und besonders der Werbung auf den Sport und den Sportler hat sich in den letzten Jahren in vielen Sportarten verstärkt und findet ihren Höhepunkt in der Vermarktung von Meisterschaften und Olympischen Spielen. Zwar können politische Einflußnahmen durch die damit verbundene, relative finanzielle Unabhängigkeit zurückgedrängt werden, der Sport gerät aber dadurch in größere Abhängigkeiten von Wirtschaftsinteressen. Dies gilt inzwischen auch für den Freizeit- und Breitensport, wie zum Beispiel die Entwicklung der kommerziellen Fitneßstudios zeigt“ (Kirchenamt der EKD, 1990, S. 6).

⁵ Wannagat, 1983, zitiert wird § 1 des SGB; das BS-HG legt die Verpflichtung des Sozialhilfeträgers fest, dem Hilfeempfangenden die Führung eines Lebens zu ermöglichen, das der Würde des Menschen entspricht. Vgl. Pfeifer-Schaupp & Schwendemann, 1994, S. 124 ff.

normativen Kern der Menschenwürde überhaupt nicht denkbar.

Als Sport werden die vielfältigen Anstrengungen im Bereich des Breiten-, Leistungs-, Freizeit- und Schulsportes als Ausdruck der Leibesübung bzw. des Leibesstrainings gesehen. Sport könnte man sehen „als jene Form der Leibesübung, die bestimmt ist von einer eigenen Anwendung und Kombination gesamt menschlicher Verhaltensweisen von Spiel, Freude, Ästhetik, ungeschuldeter Leistung, Wettkampf und Fairneß. Damit ist der Sport ein Eigenwert leiblicher Existenz Erfüllung des Menschen und ein eigener Kulturbereich“ (Weiler, 1981, S. 366). Der Sport stellt also in erster Linie eine motorische Aktivität des Menschen dar, der Leib ist und einen Leib hat. Als dieses leibhafte Wesen realisiert sich der Mensch in der Übung seiner Leiblichkeit mit anderen Menschen immer wieder neu, wobei der Sport heutzutage sein gesellschaftliches Gepräge durch Leistung, Kampf, Spiel, Arbeits- und Existenzsicherungsmotive bekommt (Maier, 1985, S. 12). Der Sport ist unserer Gesellschaft ein Massenphänomen und genießt in der Bevölkerung eine außergewöhnlich hohe Wertschätzung. Dem Sportgeschehen kann es gelingen, den Menschen Lebensqualität oder Lebensgefühl zu vermitteln, von gemeinsam erfahrener Anstrengung und des gesellschaftlichen Erlebens einmal abgesehen. Von daher leistet der Sport zuerst einmal mit seinen spezifischen Begleitumständen einen wertvollen und nicht zu übersehenden Beitrag zum Erhalt des humanen Kerns einer Gesellschaft, das heißt konkret zum Erhalt der Menschenwürde. Im Sport geht es immer um den Menschen in Bezug

zu seinem Leib und immer um seine Würde, Persönlichkeit und Freiheit (vgl. Grupe, 1982, S. 11; Splett, 1981, S. 118 ff.).

Klar ist aber auch, daß das, was man unter Sport versteht, grundsätzlich vom Bild des Menschen abhängt, das gesellschaftlich vermittelt ist. Die Abhängigkeit von gesellschaftlichen Bedingungen verwischt oft den Blick für die Begrenzung des Menschen in der Möglichkeit freien Handelns und verantwortlichen Entscheidens. Deutlich wird dieser Zug, wenn es doch nur um Goldmedaillen für einen Sportler oder eine Sportlerin geht, in Wirklichkeit um den Tabellenplatz der Nation. Pierre Baron de Coubertin (1863–1937) hat einmal entlarvend gesagt: „Das erste und wesentliche Merkmal des alten wie des neuen Olympismus ist es, eine Religion zu sein. Durch Leibesübungen formte der Wettkämpfer der Antike seinen Körper und ehrte dadurch die Götter. Der Wettkämpfer, der heute gleiches tut, erhöht damit sein Vaterland, seine Rasse und seine Fahne“ (Pilz, 1997, S. 13). In diesem eine Gänsehaut verursachenden Zitat wird deutlich, daß Sporttreiben im ideologischen Zusammenhang von Militär – Gewaltausübung – Nationenkampf keineswegs harmlos ist, sondern durchaus auch Züge struktureller Gewalt annehmen kann. Fairplay ist in einem derartigen Kontext so etwas wie eine kosmetische Rechtfertigungskategorie. „Es ist eher so, daß die sportliche Realität das Absolut – Setzen des Erfolges und eine Erfolgsmoral nach dem Motto ‘Der Sieg heiligt die Mittel’ (...) forciert“ (Pilz, 1997, S. 15). Der Mensch ist auch in seinem Sporttreiben keine ungeschichtliche oder nicht-ambivalente Person und gleichzeitig geht es immer um den ganzen Menschen

mit Kopf, Hand und Herz, wie es Pestalozzi auszudrücken pflegte. Alle Lobgesänge auf den organisierten Sport und die Wichtigkeit der Sportvereine können nicht darüber hinweg täuschen, daß der Sport auch ein häßliches Gesicht hat: Problemfelder der Gewalt, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Militarismus. Der kroatische Fußballnationaltrainer Miroslav Blazevic (Pilz, 1997, S. 13), hat vor dem Europameisterschaftsspiel Deutschland – Kroatien gesagt: „Meine Spieler wissen, um was es geht. Ich habe ihnen gesagt, daß uns ein Krieg auf Leben und Tod bevorsteht. Gegen die deutschen Stukas und Messerschmitts werden wir mit Kamikazefliegern kämpfen.“ Oder die englische Zeitung Daily Mirror hatte am 24.6.1996 die Schlagzeile: „Mirror erklärt Deutschland den Fußballkrieg!“ (Pilz, 1997, S. 13). Auch gewalttätige Fans und Fanclubs gehören fast schon zum Erscheinungsbild des Sports: Eishockey, Fußball usw. Hier könnten sich Kooperationen zwischen Kirche, Sozialer Arbeit und Sportvereinen aufbauen, z. B. gewaltbereite Fanclubs zu stabilisieren und in gewaltlose Fanclubs zu transformieren, wie es das Fan – Projekt ‘ANSTOSS’ der evangelischen Kirchengemeinde Köln – Klettenberg seit 1995 versucht. Auch die Deutsche Sportjugend geht mit ihrer Förderung von Zivildienst leistenden Spitzensportlern neue und mutige Wege.

Kurzum: Die Leiblichkeit des Menschen als Basis seines Sporttreibens ist immer beides: ein System neuronaler, physiologischer, biochemischer Vernetzung und gleichzeitig – oft sehr widersprüchliche oder fragwürdige – Basis des Weltbezuges des Menschen, der Kommunikation von

innen nach außen: der Leib als Modus menschlicher Existenz (vgl. Grupe, 1982, S. 44). Der Leib ist deswegen Voraussetzung dafür, daß Menschen das Hier und Jetzt überhaupt erleben, leben und gestalten können. Der Leib ist also unser begrenztes Vehikel zur Welt (vgl. Jaspers, 1965⁸, S. 295 ff.; Merleau-Ponty, 1966, S. 106; Grupe, 1982, S. 50 ff.). Grupe (1982, S. 60) hat das einmal so ausgedrückt: „Mit unserer Leiblichkeit verändert sich unser Weltverhältnis, mit der Veränderung von Weltbeziehung wandelt sich unsere leibliche Situation.“ Der Sport ist nach diesen einleitenden Überlegungen also so viel wie ein wesentlicher Aspekt unseres Menschseins, wobei Bewegung, gesehen als intentionale Handlung in einer bestimmten Situation, als konstitutiver Teil unserer Lebenswirklichkeit anzusehen ist. Was diese intentionale Bewegung in welchem gesellschaftlichen Kontext bedeutet, ist variabel. Gleich bleibt, daß der Sport in erster Linie ein zweckfreies Tun und so dem Spiel oder kreativ-ästhetischen Handlungen vergleichbar ist. Zweckfreies Tun ist ernstgenommenes Spiel, spielerische Vernunft. Vernunft wird hier als kommunikativ und abwägend verstanden, das heißt Vernunft ist nur im Plural denkbar. Geltungsansprüche richten sich nämlich an andere, die gleichen Anspruch auf Geltung ethischer Handlungen verschiedenen Inhalts erheben. Das bedeutet, wenn mit einem Begriff wie Vernunft operiert wird, dann ist bereits vorausgesetzt, daß es einen dialogischen Raum gleichberechtigter Interessen und Verständigung gibt. In der freien Kommunikation, im freien Diskurs erkennen sich Kommunikationspartner bereits als solche an, bevor überhaupt das erste Wort gefallen ist. Nur in diesem Kom-

munikationsgeflecht und in der Pluralität der Vernunft ist überhaupt die Angemessenheit einer ethischen Norm denkbar. Jede Prüfung einer Norm außerhalb hätte die Probleme des archimedischen Punktes, die sich nicht pragmatisch lösen lassen (vgl. Böhler, 1991, S. 174). Trotz und gegen die These, daß Sport ein grundsätzliches anthropologisches Phänomen und eine Wesensäußerung des Menschen ist, wird von manchen Sportvereinen eine Politik der Isolation betrieben: Vereinsbeiträge oder Clubhausgelder werden so hoch angesetzt, daß z. B. Arbeitslose oder Angehörige nicht gut verdienender Gesellschaftsgruppen kaum die Möglichkeit bekommen, z. B. in einem renommierten Tennisverein mitspielen zu können. Gerade im Bereich der Jugendkultur ist ein Trend auszumachen, daß Jugendliche durchaus – auch in den Vereinen – Sport treiben wollen, aber nicht mehr zu den teilweise antiquierten Bedingungen der Vereine.

Anthropologische Grundmodelle

Biblisch – christliches Menschenbild

Sport und Menschenbild gehören zusammen, deswegen wird dieser Verbindung in drei ausgewählten Ansätzen nachgegangen. Die Frage *Was ist der Mensch?* wird in der biblischen Literatur eindeutig beantwortet. Der Mensch als Mann und Frau ist in aller erster Linie Geschöpf. Die anthropologische Begrifflichkeit der Bibel verweist auf ein ganzheitliches Verständnis des Menschen. Anders im philosophisch-abendländischen Bereich, der zwischen Geist/Seele und Leib bzw. zwischen Seele – Geist – Leib unterscheidet. In der Bibel werden zwar verschiedene Persönlich-

keitsdimensionen unterschieden, nie aber in der Weise eines Leib – Seele – Dualismus, sondern immer als Dimensionen einer psychomotorischen und psychosozial-leiblichen Einheit. Alle anthropologischen Leitbegriffe umfassen somatische und psychische Aspekte des Menschseins. Geistige, emotionale, intentionale, körperliche Funktionen des Menschen sind in dieser Begrifflichkeit unlösbar miteinander verbunden, das Leibliche ist an keiner Stelle abgewertet; auch der erotisch-sexuelle Bereich ist z. B. im Hohen Lied eingebunden in diese ganzheitliche Sicht. Der Mensch als solcher ist von Gott geschaffen und dies gilt auch für alle Körperfunktionen und Körperteile. Der Mensch soll Lust an der geschenkten Leiblichkeit empfinden. Wichtig ist, daß das Menschsein des Menschen nur in seiner Offenheit hin zu Gott, in der Gottesbeziehung vollständig erfaßt werden kann: Leben, Lebendigkeit und Lebensfreude sind im biblischen Verständnis des Menschen auf Gott hin bezogen und Gott gehört in dieser Beziehung auf die Seite des Lebens. Der Mensch als Geschöpf Gottes verfügt über viele positive Lebensgestaltungsmöglichkeiten und ist doch in seinem Vermögen und seiner Zeit begrenzt. Die *conditio humana* wird in der Bibel zur Verantwortung des Menschen für sein Leben und ist nicht mehr als Schicksal zu entschuldigen. So wird der Mensch in seinem Tun und Lassen zu einem frei und eigenständigen Partner Gottes. Die Erschaffung des Menschen ist eingebettet in die Erschaffung der Welt, das heißt es muß zwangsläufig ein Auftrag zur Verantwortung für die ganze Welt erfolgen.

In der Erschaffung des Menschen als Gottes Ebenbild liegen die Motive für die Ge-

meinschaft mit den anderen Geschöpfen, Verantwortung, Sorge für die Umwelt begründet. Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott meint hier umfassend eine Relation zwischen Gott und Mensch und nicht irgendwelche Qualitäten. In welchem Sinn ist nun der Mensch Gottes Ebenbild in der Welt? Zuerst geht es in diesem Begriff um eine Beziehung zwischen Mensch und Gott, des Menschen Eigenart soll aus seiner Beziehung zu Gott verstanden werden. Es geht also in den Texten der Bibel nicht um ein irgendwie ontologisch zu verstehendes Selbstbewußtsein des Menschen. Der Mensch kommt nach Gen 1 von einer Anrede Gottes, von einem göttlichen Selbstentschluß, her. Das Entsprechungsverhältnis, auf das die Wendung 'Bild Gottes' hinweist, ist zuerst darin zu sehen, daß der Mensch im Hören auf Gott sein Menschsein erfährt, das heißt in der Antwort auf Gottes Anrede zum Menschen wird. Der Mensch wird in Gen 1, 26 ff. in ein besonderes Verhältnis zu den davor geschaffenen Lebewesen eingesetzt, das heißt die Werke der Hände Gottes werden dem Menschen überantwortet. Tritt der Mensch in Beziehung zu den Dingen der Welt, so tritt er objektiv immer auch in Beziehung zu Gott als deren Schöpfer, der ihm die Dinge bzw. Lebewesen zugewiesen und anvertraut hat. Das Entsprechungsverhältnis zwischen Gott und den Menschen ist zudem ein Herrschaftsverhältnis. Im Segenswort Gen 1, 28 wird dem Menschen vor der Beherrschung der Tiere generell die 'Unterwerfung' der Erde befohlen. Nach der altorientalischen Königsideologie wird der Mensch als Herrscher zum Bild Gottes. Als Standbild Gottes in der Schöpfung dokumentiert der Mensch, daß Gott, nicht der Mensch, Herrscher

über die Schöpfung ist. Nicht in selbstherrlicher Willkür, sondern als verantwortungsvoller Geschäftsträger nimmt der Mensch verwaltend die Geschäfte Gottes wahr. Des Menschen Herrschaftsrecht und seine Herrschaftspflicht sind nicht autonom, sondern abbildhaft! Die Ähnlichkeit des Menschen mit Gott will den Menschen vor dem Mißverständnis der Identität zwischen Bild und Urbild schützen, das heißt es wird gegen alle Mißverständnisse die Nähe Gottes zum Menschen betont. Im Unterschied zur altorientalischen Königsideologie gilt der Herrschaftsauftrag aber nicht einem hervorragenden Einzelnen, sondern jedem Menschen, gleich ob Mann oder Frau. Das 'Adam' der Bibel ist kollektiv zu verstehen: Menschheit. Die offene Beziehung des Menschen zur Welt, so die ethische Konsequenz, darf nicht zur Gefährdung des Menschen und der Welt führen; Herrschaft in diesem Sinne wäre ein Vernichten des Bildes Gottes.

Nach biblischem Verständnis ist also der Grund der Menschenwürde außerhalb des Menschen, nämlich bei Gott zu suchen. Ein Vergleich mit der traditionellen Vorstellung von der 'Ehre' des Menschen zeigt, daß Menschenwürde eine spezifisch neuzeitliche Grundform des Denkens darstellt. Nach Immanuel Kant hat das bekanntlich Würde, was über allen Preis erhaben ist und für das es keine Entsprechung gibt. Das ist der sogenannte autonome Mensch, dem die Freiheit eignet, sich aus Vernunft selbst Gesetze zu geben und sie zu befolgen, um die Würde der Menschheit als Gattung in seiner Person zu bewahren und jeden Menschen immer auch als Zweck um seiner selbst willen zu behandeln. Dennoch lassen sich im 20.

Jahrhundert nur schwer – teilweise metaphysische oder idealistische – Begründungen der Menschenwürde nachvollziehen. Es gibt nämlich keine rational zwingende Begründung der Menschenwürde, die es den Heutigen erlauben könnte, sie als absoluten Grundwert, der mit universaler Evidenz ausgestattet wäre, auszuweisen. Das bedeutet, daß eine sogenannte christliche Begründung denselben Aporien ausgesetzt ist wie die moderne oder nicht-christliche Begründung. Ein Ansatz, diese Begründung doch immer neu zu suchen, könnte in der gerade angesprochenen Lehre von der Gottebenbildlichkeit, die dem Menschen in actu und in creatione als Beziehung, nicht als Naturrecht, zugesprochen wird. Die Schwierigkeit dieses Modells besteht darin, nicht die geschichtliche Dimension von Menschenwürde und -recht zu verlieren. Schwierig ist es meines Erachtens, die Menschenwürde aus einer optimistischen Annahme, der Mensch sei von Natur aus gut, zu begründen. Auch ist es für mich keine Option, die skeptische Destruktion der Menschenwürde, die den Menschen nur als Verflechtungsknoten der ihn bestimmenden Einflüsse ansieht, anzustreben. Der Diskurs über die Menschenrechte muß sich also den Bedingungen neuzeitlicher Freiheitsgeschichte zuordnen. Grundsätzlich ist der Mensch Fleisch, das heißt das schwache, körperlich hinfallige und anfällige und vor allem endlich-sterbliche Wesen, das von Gott als seinem Schöpfer völlig abhängig ist. In dieser Nähe ist der Mensch befreit zur Erkenntnis von Gut und Böse und zur Liebe, das heißt den Willen Gottes zu tun. Menschliche Freiheit gründet sich in Christus und nicht im Menschen selbst.

Die personale Würde des Menschen ist in keinem Lebensbereich eingegrenzt – das ganze Leben steht unter dem Anspruch Gottes, also auch der Sport. Menschliche Würde wird dort gefährdet und sogar vernichtet, wo der Mensch zur Ware oder zu einem Objekt verschiedener Interessen wird. Von der Struktur läßt sich das als Entfremdung sehen; die biblische Literatur würde diese Entfremdung unter den klassischen Begriff der Sünde subsumieren. Sündhaftes Verhalten im Sport wären rücksichtslose Rivalität, Ausgrenzen von Personen, die angeblich nicht ins Bild eines Vereins passen, ruinöser Umgang mit der Gesundheit von Sportlern, Beschneidung menschlicher Kontakte und Bedürfnisse. Beispiel hierfür wäre die neueste Mode in den Medien, sportliche Großereignisse in solche Sendezeiten zu legen, wo die meisten Werbekunden zuschauen.

Theologisch als strukturelle Gewalt und damit als Sünde wären auch die Instrumentalisierung des Sports für die Interessen der Wirtschaft, des Konsums, der Medien und der Politik; der Erwartungsdruck, die Vergötzung und Ausbeutung des Sports und der Sportler zu charakterisieren (Kirchenamt der EKD, 1990, S. 9). Umgekehrt ist zu sagen, daß die Leiblichkeit bzw. Geschöpflichkeit des Menschen das Feld ist, auf dem der Sport positiv zu würdigen ist, denn das leibliche Leben bzw. die Übung des Leibes ist eine von Gott anvertraute Gabe und zugleich geforderte Aufgabe. Der große Reformator und Humanist Philipp Melancthon (1521/1993, S. 245) hat das einmal sehr treffend formuliert: „Der Glaube erstreckt sich auf alle Ereignisse unseres Lebens und Sterbens, nur durch den Glauben gehen wir mit jeder Kreatur

richtig um, durch den Unglauben gehen wir falsch um mit allen Kreaturen, das heißt, wenn wir nicht beim Umgang mit der Kreatur Gott zu gefallen glauben, beim Umgang mit der Kreatur nicht auf die Barmherzigkeit, auf die Zuneigung Gottes zu uns vertrauen.“ Gabe und Aufgabe der Leiblichkeit sind, theologisch gedacht, Gesetz und Evangelium zuzuordnen. Basis des Evangeliums ist das Angesprochensein und Befreitsein des ganzen Menschen; Gesetz ist die Aufgabe, seinen Leib zu pflegen. Sport und Glaube sind deswegen auch völlig voneinander zu trennen und zu unterscheiden: Sport kann niemals der Weg sein, zur Humanität befreit zu sein, aber er kann zum Ausdruck dieser geschenkten Humanität werden. Gesetz und konkret Leibeseziehung in umfassendem Horizont bewirken bürgerliche Sittlichkeit und äußere Werke, das Evangelium vermittelt die neue Gerechtigkeit, die ihrerseits wieder auf die äußeren Werke zurückwirkt. Das Evangelium darf dabei jedoch nie zum Mittel der Erziehung werden und die Möglichkeit der Erziehung nicht zu einer Art Erlösung. Im Evangelium spricht Gott dem Menschen Würde zu und das Gesetz fordert vom Menschen, qua Kultur, Bildung, Sport usw. erst noch zum Menschen zu werden.

Platons Leib – Seele – Dualismus

Der zweite hier vorzustellende Entwurf gehört in die Anfänge europäischer Geistesgeschichte und hat die Kultur Europas nachhaltig geprägt. Der antike griechische Philosoph Platon (428–347 v. Chr.) gehört zu den Philosophen, die sich intensiv mit der Frage nach dem Wesen des Menschen beschäftigt haben. Unter Platonismus wird

hier eine Denkbewegung verstanden, die eine Existenz, eine Realität abstrakter Gebilde und Begriffe annimmt. Jeder Begriff hat hier in diesem Denksystem eine eigene Realität. Platon ging davon aus, daß die Welt der sinnlichen Erfahrung einem steten Wandel unterliege und deshalb dem vernünftigen Denken keine Anhaltspunkte bieten könne. Aber die Gegenstände des Wissens und der Erkenntnis müssen nach Sokrates Meinung definierbar sein und deshalb muß Wissen an die Existenz unveränderbarer Gegenstände geknüpft sein. Diese existierenden Entitäten nennt Platon Ideen, das heißt sichtbare Gestalten. „Platon dachte dabei an etwas, was sich dem geistigen Auge zeigt, und einmal erfaßt und erkannt, die Gewähr dafür bietet, daß wir sicher wissen, worüber wir reden und worüber nicht“ (Graeser, 1992, S. 1224). Platon dehnte schon sehr schnell den Bezugsrahmen dieser Ideen von der Mathematik auf Ästhetik, Politik, Pädagogik und Ethik aus: das Gute wird zum Schönen bzw. zum leitenden pädagogischen Prinzip. Die Ideen sind so etwas wie feste Standards, feste Muster, Kategorien und dienen dem kritischen Denken als Normen der Beurteilung, das heißt als feste Orientierungspunkte des Denkens und der Erkenntnis, des festen Wissens. Gleichzeitig gewinnen die von Ideen gespeisten Begriffe eine Realität bzw. Existenz. Die Beziehung zu veränderlichen Welt gewinnen diese ewigen, unveränderlich seienden Begriffe durch die Teilhabe der Vernunft: Einzig real im Sinn von eigentlich werthalt sind deshalb nur die Ideen. Die sinnlich erfahrbare Welt ist demgegenüber zu einem Schattendasein verdammt, das heißt sie ist eigentlich unwirklich bzw. eine Täuschung.

So wie wirkliche Welt und erfahrbare, das heißt veränderliche Welt existieren, unterscheidet Platon Leib und Seele beim Menschen. Die Seele ist das eigentliche Selbst, das Unveränderliche und Ewige; dagegen ist der Körper endlich, sterblich und auf sinnliche Wahrnehmung angewiesen. Die Seele dagegen übersteht den leiblichen Zerfall und den Tod des Körpers. Die vom Leib grundsätzlich unterschiedene Seele wendet sich dem denkbaren Kosmos mittels der ordnenden Vernunft zu. Wendet sich die Seele dagegen dem sinnlich Wahrnehmbaren zu, wird sie von Unvernunft und Meinung zersetzt. Nur aus ordnender Vernunft, die sich den Ideen und den Urbildern zuwendet, können Erkenntnis und Einsicht entstehen. Im Bereich der Erkenntnistheorie kommt es im platonischen Denken zu einer Hierarchisierung der Begriffe und des Leib-Seele-Verhältnisses. Dem Leib wird die 'Meinung', das Noch-nicht – Wissen, zugeordnet. Wer mit dem Leib auf das sinnlich Wahrnehmbare stößt und sich gefangen nehmen läßt, wird auch in der Erkenntnis an das Werden und Vergehen des sinnlich Erfahrbaren gebunden. Die Erkenntnis ist in diesem Moment gestört und verdorben, weil die Tätigkeiten der Seele durch die Bindung an das Werden und Vergehen gebremst bzw. verunmöglicht werden. Reine und genaue Erkenntnis der Seele muß den dialektischen Bewegungen der Seele entspringen. Nur die Vernunft vermag das Gute und Schöne zu erkennen. Nicht der Körper, der Leib, ist mit dem Guten und Schönen verwandt und ähnlich, sondern nur die Seele. Die Tätigkeiten der Seele und der Aufbau der Seele sind wiederum so gedacht, daß sie dem Ewigen, Unveränderlichen, Apriorischen verwandt und ähnlich sind, denn Ähnlich-

keit mit dem Ewigen und Dauerhaften ist Grundvoraussetzung der wahren Erkenntnis. Die wahre Erkenntnis besteht nämlich in der Erkenntnis der Ideen. Der Mensch gewinnt, indem er an den Tätigkeiten seiner Seele teilnimmt, Anteil an der Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen. Er kann deshalb auch Ideen als reine Ideen erkennen. Erkenntnis reiner Ideen bedeutet dann auch, sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen als Phänomene definieren zu können. Weil die Seele vor dem Körper entstand, also das Erste ist, ist sie auch mit dem Göttlichen verwandt und leitet alles durch ihre vernünftigen Tätigkeiten und Bewegungen. Das, was leiblich, begrenzt, unvernünftig und unrein ist, bleibt auf der Seite des Menschen stehen, und zwar des Menschen, der keiner philosophischen Betrachtung des Lebens nachgeht. Im Tod endlich löst sich die Seele, die zu ihrem Ursprung zurückflieht, vom unreinen Körper, flieht aus ihrem Gefängnis. Je mehr die Seele vom Körper getrennt wird, desto reiner wird die Erkenntnis sein. Neues entsteht für den Bereich der Erkenntnis nicht mehr, denn die Tätigkeit der Seele besteht darin, ewige Ideen, die schon fest in der Erkenntnis verankert sind, wieder zu entdecken. Die Seele ähnelt in ihrer Struktur und in ihrem Aufbau dem unsichtbaren Kosmos der ewigen Ideen. Der Leib entspricht jedoch dem Kosmos des Sichtbaren und Werdenden (Schwendemann, 1996, S. 19 ff.).

Die platonische Unterscheidung von Leib und Seele hat vor allem in der christlichen Rezeption dieses Denkens zu einer verheerenden Leibfeindlichkeit geführt. Der Körper/Leib wurde dabei zur Inkarnation des Bösen und Dämonischen überhaupt. Wie

die empirische Welt das Gefängnis des Menschen darstellt, verhält sich der Körper als Gefängnis der Seele (vgl. Platon: *Krat* 400 C/*Phais* 82 E/*Tim* 69 D ff. usw.). Sportliche Betätigung würde in diesem Zusammenhang nur positiv als Herrschaftsmittel der Seele zur Züchtigung des Leibes verstanden werden können: Sport als Disziplinierung und Unterdrückung des Leibes. Erkenntnis und Macht über das Leiblich-Sinnliche sind dann nur noch eines (vgl. Adorno, 1975; Horkheimer & Adorno, 1955). Neuzeitlich modern gedacht, entwickelte sich diese Beherrschung des Leibes zur Instrumentalisierung, Verwissenschaftlichung und Technisierung in einem systematisch – totalitären Prozeß. Der Körper wird zum berechenbaren Objekt manipulativer Machtausübung degradiert, verliert die Eigenschaften, die er besitzt und wird gleichzeitig repräsentativ für andere Zwecke. „Die pädagogisch angewandte Wissenschaft vom Menschen und seinen Bewegungen fungiert als sozialer Zurichtungsmechanismus“ (König, 1989, S. 115). Studieren läßt sich dieser gesellschaftliche Zwangscharakter am Beispiel des Sports innerhalb der nationalsozialistischen Körperideologie: „Der sportliche Körper wurde zum Anschauungsobjekt nationalen Wehrwillens und unbedingter Kampfbereitschaft. Der Körper war ganz und gar politischer Körper, der individuelle Körper immer auch Teil des ‘Volkskörpers’“ (Witthoeft, 1997, S. 17).

Peter Singers Utilitarismus

Der australische Philosoph Peter Singer gehört zu bekanntesten, aber auch zu den am heftigsten kritisierten Vertretern eines

philosophischen Nützlichkeitsdenkens, des Utilitarismus. Man will ein schönes, angenehmes, faszinierendes Leben – Kennzeichen einer Gesellschaft, die ihre Situation durch den ‘Überfluß’ interpretiert. In diese Einstellung scheint Peter Singer nur zu gut hineinzupassen; der gesunde, schöne und voll intakte Mensch, der allein es angeblich vermag, ein faszinierendes Leben selbständig zu führen. Die populäre Form des Utilitarismus ist der Relativismus. Er ist die individuelle Reaktion auf das Fehlen eines einheitlichen christlichen Weltbildes, das es versteht, Probleme in einen Gesamthorizont christlicher Werte und Maßstäbe einzuordnen. Mit dem Verlust dieses Systems verkommt meiner Meinung nach jedes Unterfangen, auftretende Probleme vom christlichen Standpunkt aus zu lösen, zur Flickschusterei. In diesem Kontext nimmt es nicht Wunder, daß das Angebot eines so scheinbar klaren und geschlossenen Systems wie das Peter Singers besonders attraktiv wirkt. Was in diesem System auf den ersten Blick nicht auffällt, ist die Tatsache, daß hinter allem letztlich nur solche Werte stehen, die nur subjektiv begründbar sind, wie Nutzen, Glück, Freude usw. Die inhaltliche Bedeutung dieser Werte ist allgemein nicht näher bestimmbar, da es sich um rein individuelle Kategorien handelt; diese scheinbar so klaren Wertvorstellungen verkommen dabei zu Worthülsen, in die alles paßt.

Singer selbst rechnet sich zu einer ‘teleologischen’ bzw. ‘konsequentialistischen’ Ethik, was für ihn unter dem Überbegriff ‘utilitaristische Ethik’, das heißt Nützlichkeitsethik, summiert werden kann. Jeremy Bentham war neben Paley einer der Haupt-

vertreter utilitaristischer Philosophie, die sich aus philosophischen Traditionen der Aufklärung (Voltaire, Locke, Hume, Montesquieu und andere) speist. In der Nützlichkeitsethik kommt dem Prinzip größtmöglicher Nützlichkeits der Rang einer objektiven Moralbasis zu: das heißt größtmögliches Glück, größtmögliche Lust, optimaler Nutzen für alle bzw. Optimierung des Wohlergehens eines Einzelnen oder aller von der Handlung Betroffenen. Der größte Nutzen als Folge ethischen Handelns ist zugleich dessen einziger ethischer Maßstab (teleologischer Utilitarismus). Das aber, was größter Nutzen sein soll, ist abhängig von geschichtlich zu verstehenden Wertmaßstäben einer sich verändernden Gesellschaft, also variabel. Für Singer ist Ethik zuerst einmal eine 'Auffassung' (vgl. Singer, 1994) von richtig oder falsch, was er als logische Kategorien der analytischen Philosophie, das heißt der Sprachlogik, übernimmt. Natürlich übernimmt er damit, auch wenn er das nicht zugeht, den sogenannten Wahrheitswertverlauf dieser Kategorien. Bleibt an Singer die grundsätzliche Frage, inwieweit er sprachlogisch die 'Indikatoren' ethischer Urteile bzw. Aussagen von deren Definition bzw. vor der ethischen Problemformulierung thematisiert oder reflektiert hat. Singer ist jedenfalls fest der Überzeugung, daß 'richtig' bzw. 'falsch' ausreichen, um Ethisches vom Nichtethischen zu trennen (vgl. Singer, 1994).

Erfolglos bleibt die Suche nach Fragestellungen, die für das Thema von Bedeutung wären: Wie kann Leben, auch persönliches Leben, gelingen, ohne andere zu benachteiligen oder auf deren Kosten zu leben? Wie läßt sich Fairness als Humanprinzip

im Geschäft des Sports verwirklichen? Von Singer bekommt man auf die wesentliche Frage jeder Ethik, auch der traditionellen utilitaristischen, nach der Gerechtigkeit und Gesellschafts- und Gemeinschaftsfähigkeit der Menschen nur den Hinweis auf eine allgemeine Interessenabwägung (vgl. Singer, 1994, S. 24). Abgesehen von den formalen Schwierigkeiten dieser allgemeinen 'utilitaristischen' Interessenabwägung ist die Frage in Singers Ethikansatz offen, wie ethisch entschieden werden soll (vgl. Schulte, 1988). Läßt sich ethisches und nützlich handeln, oder besser gesagt, zweckrationales Handeln so zur Deckung bringen, daß die Folgen nicht barbarisch sind? Gerade an dieser brenzligen Stelle der Ethikbegründung und Beschreibung der eigenen Position wendet sich Singer ausdrücklich gegen das ethische Erbe jüdisch – christlicher Tradition. Singers praktische Ethik bezieht Frontstellung gegen die Ethik, die sich aus der nichtverfügbaren Gottesebenenbildlichkeit ableitet (vgl. Singer, 1994, S. 108). Dies meint Singer universell, das heißt die ethischen Sätze müssen – ohne Bindung an jüdisch – christliche Traditionen – für jeden einsichtig sein. Unterstellt wird dabei, daß eine Ethik, die sich der jüdisch – christlichen Tradition verpflichtet sieht, von vorneherein irrational sei. Was in Singers Ethik zählt, ist die Gleichberechtigung aller Interessen, was allenfalls ein ethisches Minimalprinzip darstellt.

Das ethische Urteil wird sozusagen dieser instrumentellen und instrumentalisierten Vernunft unterstellt, das heißt man liefert sich irgendwann in der Argumentation an Herrschaftswissen oder Expertenwissen aus. Sittliche Normen werden in ökonomi-

sche oder technische Normen verwandelt, ohne sich über den Prozeß der Umwandlung Rechenschaft zu geben. Singers Ethik beschränkt sich auf das Nachdenken über den 'Wert des Lebens', wobei das ganze Leben für Singer keinen Sinn hat, sondern allenfalls das Leben eines einzelnen Menschen. Sinn und Wert werden von Singer übrigens miteinander identifiziert. Für dieses einzelne menschliche Leben bemißt Singer den Sinn dieses Lebens nach dem Kriterium der 'Personalität', wobei diese reduktionistisch und exklusiv als Rationalität und Selbstbewußtsein umschrieben wird.⁶ Also Person im Singerschen Sinn steht einem Mitglied der zoologischen Gattung *Homo sapiens* gegenüber. Person ist immer – nach Singer – Mitglied der Gattung, aber nicht jedes Individuum der Gattung Mensch ist aufgrund obiger Kriterien auch Person! Singer operiert an dieser Stelle dann mit dem Prinzip 'Glück' bzw. Glücksvermehrung und Unlustvermeidung, das jedoch nur gesetzt und nicht apriorisch durchdacht ist. Die Singerschen Begriffe bleiben – wie allgemein in der utilitaristischen Tradition – relativ unbestimmt. Was ist denn überhaupt mit Nutzen, Glück, Lust, Unlust usw. gemeint? Ist mit Lust nur die Stärke der Lust oder ein echtes Qualitätsmerkmal – ein Wertunterschied – gegeben oder welche Lust, körperliche, materielle, seelische, kulturelle ist gemeint? Ist Glück als sinnliche Lust, geistige Befriedigung, individuelles Wohlbefinden, soziale und kulturelle Wohlfahrt,

⁶ „Auf jeden Fall schlage ich vor, 'Person' in der Bedeutung eines rationalen und selbstbewußten Wesens zu gebrauchen, um seine Elemente der landläufigen Bedeutung von 'menschliches Wesen' zu erfassen, die von 'Mitglied der Gattung *Homo sapiens*' nicht abgedeckt werden kann." (PE, 106)

Erfolg im Wettkampf, Einstellen einer sportlichen Spitzenleistung gemeint? Antinomisch wird dieses Verfahren, wenn das sittlich Wertvolle der Vernunft zugeordnet wird, die Faktoren, mit denen verfahren wird, sich jedoch auf Lust – oder Unlustgefühle beziehen oder auf einen nicht näher bestimmbar Nutzen.

Der wichtige Unterschied zwischen dem Singerschen und dem christlichen Personbegriff liegt darin, daß bei Singer menschliche Merkmale wie Selbstbewußtsein, Selbstbestimmung, Vernunft ausschlaggebend für die Menschenwürde sind; das heißt die Menschenwürde ist graduell bestimmbar nach dem Vorhanden- oder Nichtvorhandensein der genannten Eigenschaften. Die christlich – jüdische Tradition macht die Menschenwürde nicht abhängig von vorhandenen oder nichtvorhandenen Eigenschaften oder Fähigkeiten.

Anthropologie – Religion – Sport

Deutlich ist in den Ausführungen bisher, daß körperliche Betätigung und Bewegung je nach zugrundegelegter Anthropologie zu einer stark differierenden Bewertung der gesellschaftlichen Bedeutung des Sports führt. Sport als körperliche Betätigung wird z. B. in biblischen Texten höchst selten und dann nur in kritischer Form von Tanz und Spiel und bei Paulus und den Deuteropaulinen als Wettkampf erwähnt.⁷ Das biblische Menschenbild eröffnet jedoch insgesamt positive Möglichkeiten, den Leib des Menschen und seine leiblich-sportliche Betätigung als Aufgabe und zu-

⁷ vgl. 2 Sam 6, 15 / Ex 15, 20 / Jer 31, 13 / Ps 30, 12 / 1 Kor 9, 24–27 / Phil 3, 13f / 1 Tim 4, 8 / 2 Tim 2, 5

vor gegebene Gabe zu sehen. Sportliche Betätigung steht jedoch wie alles menschliche Tun unter einem Vorbehalt: Es kann niemals dem Menschen zu Heil und Seligkeit verhelfen. Die alte Kirche stand dem Sport sehr kritisch gegenüber, weil dualistische Leib – Seele – Modelle, unter anderem aus dem Platonismus, rezipiert wurden. Das Leibliche, auch das Nackte, wurde disqualifiziert und als der Seele gegenüber minderwertig gesehen. In der Reformationszeit wurde Sport in den Schulen des neuen protestantisch-melanchthonischen Typus neu in die Schulordnungen aufgenommen und der Sport somit stark aufgewertet. Der große protestantische Pädagoge Johann Amos Comenius installierte die tägliche Sportstunde. Der CVJM/YMCA (vgl. Geldbach, 1975) qualifizierte dann im 19. Jahrhundert die Mannschaftssportarten Basketball und Volleyball als christliche Sportarten. Der Sport und das Bemühen um eine körperlich gute Verfassung gehören zu dem von Gott erschaffenen Menschsein. Der Sport als Bewegung usw. ist eine anthropologische Konstante, weil sie Teil menschlicher Persönlichkeit ist. Die Grenze zieht die theologische Anthropologie dort, wo Sport zum eigenmächtigen Selbstzweck wird und andere Prinzipien wie Manipulation, Prestige, ökonomischer Gewinn, nationale Repräsentation usw. den Sport dominieren. Positiv sind der Wettkampf, Sport als Sozialisationsmöglichkeit, die Ausbildung des Gemeinschaftssinns, die Anteilnahme, Freundschaft, die Integrationsmöglichkeit, Erholung, Gesundheit .

Aus meiner Sicht sind Konzeptionen des Sports abzulehnen, die sich auf dualistische oder utilitaristische Anthropologien,

wie sie kurz angedeutet wurden, begrenzen. Der platonische Dualismus gibt die Ganzheit des Menschen preis und unterwirft den Menschen, dessen Existenz leibhaftig ist, dem Terror einer leiblosen Vernunft und macht so den Menschen gefügig. Die Entsprechung zur Unterwerfung des Leibes unter die Herrschaft der Seele geschieht im Materialismus, wo Seele nur noch eine Funktion des Leibes darstellt. Das dritte anthropologische Modell, das angesprochen wurde, war das des Utilitarismus. Hier regiert das Nützlichkeitsdenken, das in der Gefahr steht, in Willkür, Hedonismus und blanke Barbarei umzuschlagen. Wenn der Sport sich dieser Ideologie hingibt, droht eine Monopolisierung einerseits des Leistungsprinzips und auf der anderen Seite eine extreme Individualisierung des Sports, beispielhaft an Modesportarten wie Drachenfliegen, Bungee-Jumping usw. zu sehen. Wenn man den sogenannten Schulsport ansieht, auch das Sporttreiben in manchen Vereinen gehört dazu, dann steht dort in erster Linie die Leistung, die erbracht werden muß. Schwächere Schüler bleiben aufgrund des Leistungsparameters außen vor und verlieren schnell die Freude an körperlicher Bewegung. Sport als Schulfach dürfte einfach nicht benotet werden.

Hier sind doch, was die Vereine angeht, deutliche Korrekturen anzubringen. Wenn sportliche Betätigung sozusagen zum menschlichen Grundinventar gehört, dann müssen Menschen auch Sport im Verein treiben können, ohne daß sie gemäßregelt werden oder Leistung erbringen müssen. Wie schon erwähnt, steht hinter jeder Bewertung von Sport, hinter jeder Vereinsideologie ein bestimmtes Menschenbild.

Sportfunktionäre müssen sich die kritische Nachfrage nach ihrem Menschenbild gefallen lassen und welchen Begriff von Menschenwürde sie überhaupt haben: „Gott braucht Menschen, die spielen kön-

nen und denen die Welt nicht zusammenbricht, wenn sie verlieren; die nicht immer die Großen, die Ersten, die Bewunderten, die Tüchtigen, die Überlegenen sein müssen“ (Engelhardt, 1990, S. 47).